

Manfred Nebelin

Ludendorff

Manfred Nebelin

Ludendorff

DIKTATOR
IM ERSTEN WELTKRIEG

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *EOS* liefert Salzer, St. Pölten.

Erste Auflage

Copyright © 2010 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2010
ISBN 978-3-88680-965-3

www.siedler-verlag.de

Inhalt

EINLEITUNG

Das »Rätsel Ludendorff«	7
--------------------------------	---

ERSTER TEIL

Der Aufsteiger	23
-----------------------	----

KAPITEL 1

Junker und Kadett	25
-------------------	----

KAPITEL 2

Die Karriere	43
--------------	----

KAPITEL 3

»Gehilfe« des Generalstabschefs	65
---------------------------------	----

KAPITEL 4

Der »Verbannte«	99
-----------------	----

ZWEITER TEIL

»Retter des Vaterlandes«	111
---------------------------------	-----

KAPITEL 5

Der »Held von Lüttich«	113
------------------------	-----

KAPITEL 6

Tannenberg	123
------------	-----

KAPITEL 7

Der Eroberer	147
--------------	-----

KAPITEL 8

Ober-Ost versus Oberste Heeresleitung	173
---------------------------------------	-----

DRITTER TEIL

»Deutschlands Nummer eins« 217

KAPITEL 9

Militärische Weichenstellungen 219

KAPITEL 10

»Totale Mobilmachung« 243

KAPITEL 11

Der Weg zur Diktatur 283

KAPITEL 12

Sieger im Osten 343

KAPITEL 13

Verlierer im Westen 401

KAPITEL 14

Sturz und Flucht 461

SCHLUSSBETRACHTUNG

Alleinherrscher zwischen Bismarck und Hitler 509

Dank 521

ANHANG

Anmerkungen 525

Quellen und Literatur 696

Verzeichnis der Abkürzungen 740

Sachregister 741

Personenregister 743

Bildnachweis 750

EINLEITUNG

Das »Rätsel Ludendorff«

»Das Militär kommt nach der Politik, nur im Kriege ist es ihr Schrittmacher.«¹ Auf diese Formel brachte Erich Ludendorff 1917 seine Auffassung zum Verhältnis von »Staatskunst« und »Kriegshandwerk«, dem Schlüsselproblem des Deutschen Reiches.² Reichskanzler Otto von Bismarck hatte unter der Ägide von Kaiser Wilhelm I. den Primat der Politik gegenüber den militärischen »Halbgöttern«, voran Generalstabschef Helmuth von Moltke (dem Älteren), noch behaupten können,³ doch während der Regentschaft von Wilhelm II. kam es zu einer allmählichen Kräfteverschiebung.⁴ Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt im Ersten Weltkrieg. Man hat diese Zeit auch die »Ära Ludendorff« genannt.⁵ Weder davor noch danach hat in Deutschland ein Militär eine vergleichbare Macht besessen. Der »Generalissimus«⁶ leitete als Kopf der Dritten Obersten Heeresleitung nicht nur die militärischen Operationen der sogenannten Mittelmächte, das heißt Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und des Osmanischen Reiches, sondern bestimmte seit der Entmachtung von Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg auch im Stil eines Diktators die deutsche Politik.

Die Zeitgenossen – Anhänger wie Kritiker Ludendorffs – haben mit Superlativen nicht gespart, um die besondere Stellung hervorzuheben, die der bis 1914 nur in Fachkreisen bekannte Generalstabsoffizier im Ersten Weltkrieg einnahm. Begründet hatte Ludendorff seinen Ruf als herausragender militärischer Führer wenige Tage nach Kriegsbeginn mit der handstreichartigen Eroberung der Zitadelle von Lüttich. Da die Kontrolle der Maas-Metropole gemäß dem Schlieffen-Plan⁷ die Voraussetzung für den Vorstoß des deutschen Heeres nach Belgien und Nordfrankreich war, zeichnete der Kaiser den von seinen Untergebenen als »Todesüberwinder« gefeierten Offizier⁸ für seinen wagemutigen Einsatz mit dem Orden Pour le mérite aus, der höchsten preußischen Kriegsauszeichnung.⁹ Für die von Siegeshoffnungen erfüllte deutsche Öffentlichkeit wurde der »Held von Lüttich« zu ihrem ersten Idol.¹⁰ Eine Steigerung erreichte die Ludendorff-Verehrung drei Wochen später, als der inzwischen zum Generalstabschef der 8. Armee ernannte Generalmajor mit der Schlacht bei Tannenberg Kriegsgeschichte schrieb.¹¹ Der Umfassung und Vernichtung einer zahlenmäßig überlegenen rus-

sischen Streitmacht, die nach Ostpreußen eingedrungen war und auf Berlin vorstoßen sollte, lag seine strategische Planung zugrunde. Ludendorff und der Oberbefehlshaber der 8. Armee, General Paul von Hindenburg,¹² galten fortan als »Befreier Ostpreußens«. ¹³ Doch damit nicht genug: Das als »Cannae à la Schlieffen« bezeichnete strategische Meisterstück¹⁴ verlieh Ludendorff das Charisma des vermeintlich unbesiegbaren Feldherrn. Dieses bildete bis zu seinem Sturz zwei Wochen vor Kriegsende eine wesentliche Grundlage seiner Herrschaft.¹⁵

Schon bald waren für den ebenso innovativen wie technikbegeisterten Strategen und Kriegsmanager Bezeichnungen wie »Held von Stahl«¹⁶ oder »moderner Alexander«¹⁷ im Umlauf. Mehr noch: Der auf Fotos und Filmaufnahmen steif, ja spröde wirkende General erschien nicht wenigen männlichen Zeitgenossen als Verkörperung ihres Männlichkeitsideals. So hat beispielsweise der vielgelesene schwedische Reiseschriftsteller Sven Hedin nach einer persönlichen Begegnung mit Ludendorff im Februar 1915 geschrieben: »Sein Äußeres ist zugleich gewinnend und imponierend. Eine hohe Gestalt, ist er kräftig gebaut; seine Bewegungen sind vornehm und beherrscht; unter hochgewölbter Stirn blicken blaugraue Augen durchdringend und fest; die Nase ist aristokratisch gebogen. Der wohlgepflegte Schnurrbart vermag die äußerst bestimmten Linien der Lippen nicht zu verdecken. Er ist ein außergewöhnlich schöner Mann, und seine Züge strahlen, wie seine ganze Person, eine unbeugsame Energie und Willenskraft aus, eine unerschütterliche Entschlossenheit und eine Ruhe, die auch in den härtesten Situationen nicht ins Wanken gerät.«¹⁸ Diesen Eindruck teilte der preußische Kriegsminister Karl von Einem. Noch in seinen Memoiren heißt es: »Alles an Ludendorff war männlich.«¹⁹ Vielen Soldaten und Offizieren, vor allem solchen, die – wie der Schriftsteller Gustav Hillard – in unmittelbarem Kontakt mit Ludendorff kamen, erschien dieser als das »vollendetste Produkt der integralen Erziehung des Generalstabes«.²⁰

Entsprechend hoch fielen nach Tannenberg die in Ludendorff gesetzten Erwartungen aus: Die meisten Deutschen sahen die längste Zeit des Krieges in ihm das militärische »Genie«, das allein in der Lage schien, den personell und materiell unterlegenen Mittelmächten im Kampf gegen eine Welt von Feinden den »Endsieg« zu erringen.²¹ Genährt wurde diese Siegeszuversicht durch Äußerungen prominenter Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Vor allem der Kaiser hat tatkräftig an der Ausgestaltung des Ludendorff-Mythos mitgewirkt und den Vergleich geliefert, der wohl den nachhaltigsten Einfluß auf das zeitgenössische Ludendorff-Bild ausübte. Unter Rückgriff auf die von ihm so geschätzte und bekanntlich gern für historische Vergleiche herangezogene germanische Mythologie nannte Wilhelm II. den Ersten Generalquartiermeister –

so Ludendorffs offizielle Dienstbezeichnung – den »Siegfried unserer Zeit«,²² Er konnte nicht ahnen, daß er dem General mit diesem Vergleich den historisch-literarischen Stoff darbot, der – fälschlich übertragen – sich vortrefflich dazu eignete, die Niederlage von 1918 sowohl als »Verrat« der Heimat an der Armee als auch an ihm als Feldherrn erscheinen zu lassen: die »Dolchstoß«-Legende.²³

Diese spezifisch deutsche Form der Vergangenheitsbewältigung, die – was die fehlende Bereitschaft zu einer echten Aufarbeitung anging – auch nach 1945 und nach 1989 einsetzte,²⁴ führte nach dem Ersten Weltkrieg dazu, daß die Ludendorff-Adepten nicht müde wurden, das tragische Schicksal ihres Idols zu beklagen und Ludendorff mit immer neuen Beinamen zu schmücken. Hierbei tat sich der junge und äußerst eloquente Münchner Historiker Walter Frank besonders hervor. Frank stand seit 1923 der NSDAP nahe und wurde 1935 zum Präsidenten des im selben Jahr gegründeten Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands ernannt.²⁵ Er war ein Ziehsohn von Rudolf Heß, dem Stellvertreter des »Führers«, der selbst in Ludendorff einen »Mann von Bismarcks Art« sah.²⁶ Heß war während des Geographiestudiums in München durch seinen akademischen Lehrer, den Geopolitiker General a. D. Karl Haushofer,²⁷ mit Ludendorff in Kontakt gekommen. Im September 1920 hatte er die Galionsfigur der nationalen Rechten auf die einen Monat zuvor gegründete NSDAP mit dem »Tribun« Adolf Hitler an der Spitze aufmerksam gemacht.²⁸

Ganz im Sinne seines Förderers Heß verherrlichte Frank seit Mitte der zwanziger Jahre den Feldherrn Ludendorff als »nordischen Wikinger, gebändigt durch preußische Zucht«, und verglich seine Leistung mit der von Atlas, der Heldengestalt der griechischen Mythologie.²⁹ Freilich beließ Frank es nicht bei einer Historisierung des Generals, vielmehr schlug er immer wieder die Brücke zur Gegenwart. Im Unterschied zur Mehrheit der Anhänger der Hitler-Bewegung, welche nicht müde wurde, devot die Einzigartigkeit des »Führers« als Retter der Nation zu betonen, stellte Frank die Politik des seit dem 30. Januar 1933 amtierenden Reichskanzlers in Kontinuität zur Politik Ludendorffs im Ersten Weltkrieg. So formulierte er in seinem Nachruf auf den am 20. Dezember 1937 an einer Krebserkrankung verstorbenen General: »Erich Ludendorff ist der »größte« Mann unseres Volkes zwischen Bismarck und Hitler gewesen. [...] Die Gottheit hatte ihn geküßt. [...] An seinem letzten Weg wird ein ganzes Volk die Gasse bilden. Hinter seinem Sarg wird der einherschreiten, der sein Testament vollstreckt.«³⁰ Im Vorwort einer im Jahr darauf veröffentlichten Aufsatzsammlung, welche bezeichnenderweise »dem Gedächtnis des Feldherrn Erich Ludendorff« gewidmet war, hieß es sogar: »Was der Feldherr in einem gigantischen Kampf vergeblich erstrebte, erfüllt heute der Führer.«³¹

Daß Frank mit dieser Deutung bei Hitler nicht aneckte, hing mit dessen Wiederannäherung an den einstigen Weggefährten zusammen. Nachdem es zwischen beiden nach dem gescheiterten Novemberputsch von 1923³² zu ersten machtpolitischen und ideologischen Differenzen und nach der Präsidentschaftswahl von 1925, bei der Ludendorff als Kandidat der NSDAP lediglich 1,1 Prozent der Stimmen erhalten hatte,³³ vollends zum Bruch gekommen war, setzte unmittelbar nach dem Tod von Reichspräsident Hindenburg am 2. August 1934 Hitlers Werben um den General ein. Dieses zielte darauf, den einstigen Kriegshelden als Aushängeschild für die im Aufbau befindliche Wehrmacht zu gewinnen. Daß diese Bemühungen zumindest vordergründig erfolgreich waren, zeigten die Feierlichkeiten zu Ludendorffs siebzigstem Geburtstag am 9. April 1935³⁴ sowie der von Propagandaminister Joseph Goebbels inszenierte Staatsakt vor der Feldherrnhalle in München zwei Tage nach Ludendorffs Tod.³⁵ Bei der Gelegenheit holte Hitler dann auch den ersehnten öffentlichen Schulter schluß mit dem »großen Soldaten und Feldherrn« nach, der sich »in der Zeit größter nationaler Not unter Einsatz seiner Person mit denen verband, die zum Kampf für eine bessere deutsche Zukunft antraten.«³⁶ Es war nur konsequent, daß er in seiner Eigenschaft als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht im Anschluß an die Gedenkrede von Generalfeldmarschall Werner von Blomberg an den Sarg trat, Haltung annahm und ausrief: »General Ludendorff! Im Namen des geeinten deutschen Volkes lege ich in tiefer Dankbarkeit diesen Kranz vor dir nieder!«³⁷

Die Resonanz auf die Goebbelssche Inszenierung übertraf alle Erwartungen (»Ludendorffs Tod beherrscht die ganze In- und Auslandspresse. Alle Welt verneigt sich vor diesem Riesen.«).³⁸ Hitler ging es aber darum, dem von ihm »vergötterten« General³⁹ weit über den Tod hinaus ein gebührendes Andenken zu bewahren. So setzte er unter dem Eindruck der Siegesillusionen während des Krieges gegen die Sowjetunion sein Gefolge über seine Absicht ins Bild, den Leichnam des Feldherrn dereinst von Tutzing am Starnberger See nach Berlin in die geplante Neue Soldatenhalle zu überführen⁴⁰ und damit dem »Seher des totalen Krieges«⁴¹ in der künftigen »Hauptstadt der Welt«⁴² für alle Zeit ein Denkmal zu setzen. Die Instrumentalisierung des Ludendorff-Mythos durch die Nationalsozialisten zeigte sich ein letztes Mal am 10. April 1945. Während sich der Belagerungsring der Roten Armee um die Hauptstadt des »Tausendjährigen Reiches« langsam schloß, rief der Beauftragte für den totalen Kriegseinsatz, »Unterdiktator« Goebbels,⁴³ anläßlich von Ludendorffs achtzigstem Geburtstag im »Völkischen Beobachter« dazu auf, sich an dem »Feldherrn und Verfechter nationaler Ehre« ein Vorbild zu nehmen und im Osten durch ein »zweites Tanenberg« doch noch das vielbeschworene »Wunder« zu schaffen.⁴⁴

Tannenberg hatte erheblich dazu beigetragen, daß während des Ersten Weltkrieges den vielen Ludendorff-Bewunderern relativ wenige Kritiker gegenüberstanden. Diese zweifelten im allgemeinen nicht an dem militärfachlichen Können des Ersten Generalquartiermeisters (zumindest nicht bis zum 8. August 1918, dem »schwarzen Tag« des deutschen Heeres, an dem die Initiative endgültig auf die Entente-Streitkräfte übergang), sondern an seinem politischen Geschick. Zu diesen Kritikern gehörte neben den Reichstagsabgeordneten der USPD⁴⁵ insbesondere eine Minderheit von SPD-Parlamentariern um den Fraktionsvorsitzenden Philipp Scheidemann. Hinzu kamen aus dem bürgerlich-konservativen Lager seit der heftigen Auseinandersetzung um die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Boot-Krieges 1916/17 – gleichsam als Hauptwidersacher des Generals – Reichskanzler Bethmann Hollweg, welcher sich noch im Sommer 1916 wesentlich für die Berufung Ludendorffs und Hindenburgs zur Dritten Obersten Heeresleitung eingesetzt hatte, sowie der seit August 1917 amtierende, politisch in der Nachfolge Bethmann Hollwegs stehende Staatssekretär des Auswärtigen Richard von Kühlmann.

Wie die Tagebuchaufzeichnungen von Bethmann Hollwegs Vertrautem Kurt Riezler zeigen, reifte bei dem Chef der Reichsleitung während der knapp einjährigen Zusammenarbeit mit Ludendorff die Überzeugung, daß dieser »politisch so ungebildet ist, daß er nicht weiß, was parlamentarisches Regime ist, und nur dunkel davon gehört hat, daß Deutschland ein Bundesstaat ist«. ⁴⁶ Zu dem Vorwurf innenpolitischer Ignoranz gesellte sich nach dem Zusammenbruch Rußlands im November 1917 der des außenpolitischen Größenwahns. ⁴⁷ Angesichts von Ludendorffs offenkundigem Unvermögen, nach dem Diktatfrieden von Brest-Litowsk auch im Westen zu einer Kriegsbeendigung zu kommen, wuchs beispielsweise bei Scheidemann zunehmend die Sorge, der auf einem militärischen Erfolg beharrende General könne die Existenz des Deutschen Reiches im Stil eines »Vabanquespielers« gefährden. ⁴⁸ Den Tenor der Kritik faßte der Heidelberger Soziologe Max Weber, der selbst bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1920 ein Bewunderer des Feldherrn Ludendorff blieb, ⁴⁹ folgendermaßen zusammen: »Ludendorff ist in allem Nichtmilitärischen völlig blind.« ⁵⁰

Nach dem – aus deutscher Sicht – unerwarteten Kriegsausgang nahm die Zahl der »Ludendorffer« rasch ab. Die Gründe für diese Entwicklung waren vielfältig. Hervorgehoben zu werden verdienen folgende Aspekte: Seit der Kriegswende und dem dadurch geförderten »verdeckten Militärstreik« im Heer, mit dem annähernd eine Million Soldaten ihre Forderung nach einer baldigen Beendigung der Kämpfe bekundeten, ⁵¹ schwand das Vertrauen in das »Genie« Ludendorffs. Trotz des Waffenstillstandsersuchens vom 3. Oktober 1918 galt er

vielen Deutschen nicht nur als Kriegsverlängerer, sondern auch als Hauptverantwortlicher für die Niederlage wie für das Ende des Hohenzollernreiches. Vergleiche mit dem in Deutschland verhaßten französischen Kaiser Napoleon III., dem Verlierer der Schlacht bei Sedan, machten die Runde,⁵² und vereinzelt – etwa im Münchner Elternhaus von Franz Josef Strauß – waren Beschimpfungen wie »Soldatenschlächter« zu hören.⁵³ Den vorherrschenden Unmut spiegelte die Regierungserklärung von Ministerpräsident Scheidemann vor der Nationalversammlung in Weimar am 13. Februar 1919 wider. Darin warf der SPD-Politiker dem General vor, der »Hasardeur des Weltkrieges« gewesen zu sein.⁵⁴ Der radikalen Linken ging diese Kritik an Ludendorff noch nicht weit genug. Aufgeschreckt durch das »Bündnis Ebert-Groener«, mit dem die regierenden Sozialdemokraten und die kaiserliche Militärelite sich arrangierten,⁵⁵ warnte der anarchistische Schriftsteller und Räterevolutionär Erich Mühsam vor einer »neuen Ära Ludendorff« und geißelte die Herrschaft des Ersten Generalquartiermeisters als »Blutregiment«, »das seinesgleichen noch nicht gesehen hat«. ⁵⁶

Ludendorff, der sich zunehmend als »Sündenbock« abgestempelt sah,⁵⁷ eröffnete als Antwort auf diese Vorwürfe im Herbst 1919 mit der Veröffentlichung seiner Kriegserinnerungen,⁵⁸ die Samuel Hynes treffend der literarischen Gattung der »Selbstdenkmäler« zugeordnet hat,⁵⁹ einen »Memoirenkrieg«, welcher die politische Kultur der Weimarer Republik nachhaltig beeinflussen sollte.⁶⁰ Mit der fortan stereotyp wiederholten Behauptung, die Schuld an der Niederlage trügen die politischen Spitzen des Reiches von Bethmann Hollweg bis Max von Baden,⁶¹ konnte er sein Ansehen allerdings nicht zurückgewinnen. Vielmehr gelang es seinen publizistischen Widersachern, seine filmreife Flucht nach Schweden Mitte November 1918, mit der er einem drohenden alliierten Auslieferungersuchen zu entgehen suchte,⁶² zur Entzauberung des einstigen Machthabers zu nutzen.⁶³ Der von der Öffentlichkeit mit Spannung erwartete Auftritt Hindenburgs und Ludendorffs als Zeugen vor dem Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung am 18. November 1919, wo er unisono mit dem Generalfeldmarschall die »Dolchstoß«-Legende verkündete,⁶⁴ war nur ein weiterer Beleg dafür, daß er sein Charisma eingebüßt hatte.⁶⁵ In jenen Tagen gingen zudem zwei frühere enge Mitarbeiter, die Generale Wilhelm Groener und Max Hoffmann, an die Öffentlichkeit und machten – mit vermeintlichen Enthüllungen (»Tannenberg, wie es wirklich war«) – auf militärische und politische Versäumnisse ihres Chefs aufmerksam, womit sie beim Publikum Gehör fanden.⁶⁶

Ludendorffs Anhänger erfüllte diese Entwicklung mit Sorge. Die Publikationen und öffentlichen Stellungnahmen des Generals ließen erkennen, wie sehr er darauf brannte, in die innenpolitische Auseinandersetzung einzugreifen. Das

aber suchte insbesondere der Großindustrielle Hugo Stinnes zu verhindern, obwohl er in dem »geschlagenen Feldherrn«⁶⁷ nach wie vor einen der »besten Köpfe Deutschlands« sah. Um Ludendorff die Chance zu sichern, nach der Konsolidierung der politischen Verhältnisse »als Führer einer großen Partei oder einer vaterländischen Bewegung die Rolle (zu) übernehmen, die ihm zukommt«, hatte der »Ruhrkönig« dem General über einen Mittelsmann das Angebot unterbreitet, auf Kosten seines Konzerns eine mehrjährige Weltreise zu unternehmen. Die dabei geknüpften Kontakte zu ausländischen Wirtschaftsführern und Politikern, davon zeigte Stinnes sich überzeugt, würden dereinst sowohl dem Staatsmann Ludendorff als auch der Nation zugute kommen.⁶⁸

Doch Ludendorff ließ sich selbst von Stinnes nicht dazu bewegen, mit seiner Rückkehr auf die politische Bühne zu warten, sondern schien entschlossen, notfalls mit Gewalt die im Weltkrieg innegehabte Stellung zurückzuerobern. Das belegt die Rolle, die er bei den die junge Republik in eine Krise führenden Umsturzversuchen von 1920 und 1923, dem Kapp-Lüttwitz-Ludendorff- sowie dem Hitler-Ludendorff-Putsch, übernahm.⁶⁹ Nach Veröffentlichung der verfügbaren Dokumente⁷⁰ ist diese inzwischen zweifelsfrei geklärt. Politisch verspielte Ludendorff mit diesen hochverräterischen Umtrieben bei dem Gros der Zeitgenossen den letzten Kredit. Kein Wunder also, daß selbst ein schier grenzenloser Bewunderer wie Thomas Mann, der in seinen nach dem »Augusterlebnis« entstandenen Propagandaschriften »dem Krieg einen Sinn erfunden hatte«⁷¹ und der noch kurz vor dem Weihnachtsfest 1918 für die sinnlose Durchhaltepolitik des Ersten Generalquartiermeisters Verständnis bekundet hatte,⁷² seit 1923 in Ludendorff nur noch einen Ewiggestrigen sah. Verblendet von seiner Rolle in der Vergangenheit einerseits und unerfüllbaren Zukunftshoffnungen andererseits, fände der General außer Dienst sich in der Gegenwart nicht zurecht, erklärte der berühmte Autor seinen Lesern in einem Interview. Als Relikt einer »entschwundenen Zeit«, so sein Fazit, sei er »nicht ernst zu nehmen«.⁷³

Im Hinblick auf die öffentliche Meinung war für den General zu dieser Zeit das Ende der Talfahrt freilich noch nicht erreicht. Dazu bedurfte es noch des Debakels bei der Reichspräsidentenwahl von 1925. Nach dem damit einhergehenden Bruch mit Hitler und der Trennung von der NS-Bewegung wurde er allmählich zum Sektierer, der das deutsche Volk vor »überstaatlichen Mächten« (Juden, Freimaurern und Katholiken) zu schützen suchte.⁷⁴ Unterstützt von seiner zweiten Ehefrau, der Nervenärztin Mathilde von Kemnitz,⁷⁵ gerierte er sich als völkischer Prophet und Religionsstifter,⁷⁶ war Schirmherr des »Tannenbergbundes« und gründete mit seiner Frau die Organisation »Deutschvolk«, der sie gemeinsam vorstanden.⁷⁷ Von seinen »Jüngern« als unsterblicher Führer ver-

ehrt,⁷⁸ sah er sich gleichzeitig dem Spott seiner Gegner ausgesetzt. Mal wurde er als »Wotansanbeter« verhöhnt,⁷⁹ mal als »Deutscher Papst«, welcher »wohl ein Spänchen im Kopf« habe, mitleidvoll belächelt.⁸⁰ Weniger rücksichtsvollen Naturen, wie dem Schriftsteller Heinrich Mann, erschien der selbsternannte »Weltrevolutionär« schlicht als »Wahnsinniger«.⁸¹

Einen Wandel des Ludendorff-Bildes bewirkten erst die offiziellen Sympathiebekundungen des NS-Regimes. Um den »Held von Lüttich« und »Sieger von Tannenberg« für den Aufbau der Wehrmacht instrumentalisieren zu können, war Hitler sogar bereit, der Forderung des »Hauses Ludendorff« nach Anerkennung des »Bundes für Gotterkenntnis (Ludendorff)« als einer eigenen Religionsgemeinschaft zu entsprechen; eine Entscheidung, die über das Kriegsende hinaus bis zum Jahr 1961 Bestand hatte.⁸²

Bei der historischen Relevanz Ludendorffs und dem Facettenreichtum seiner Persönlichkeit sollte an wissenschaftlichen Analysen zu seinem Leben kein Mangel herrschen, schließlich hat das vorübergehend verfermte, seit Mitte der 1980er Jahre rehabilitierte Genre der historischen Biographie Hochkonjunktur.⁸³ Dafür spricht auch, daß die Forschung zum Ersten Weltkrieg – nicht zuletzt angesichts des bevorstehenden 100. Jahrestages der »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« (George Kennan) – zunehmend an Fahrt gewinnt,⁸⁴ einschließlich der international gleichfalls zu neuem Ansehen gelangten Militärgeschichte.⁸⁵ Resultat dieser Koinzidenz war in den letzten Jahren das Erscheinen einer Reihe vielbeachteter biographischer Werke zu Persönlichkeiten aus den Bereichen Politik, Militär, Wirtschaft und Kultur, deren Wirken oder entscheidende Prägung in die Zeit des Wilhelminischen Reiches fällt. Erinnerung sei nur an die Studien über Gustav Stresemann⁸⁶ und Friedrich Ebert,⁸⁷ Erich von Falkenhayn⁸⁸ und August von Mackensen,⁸⁹ Hugo Stinnes⁹⁰ und Walther Rathenau⁹¹ sowie Thomas Mann⁹² und Max Weber.⁹³ Hinzu kommen die vielen neuen Bücher über Wilhelm II. anlässlich seines 150. Geburtstages.⁹⁴ Und nicht zuletzt haben mit Bernhard R. Kroener und Klaus-Jürgen Müller sowie Wolfram Pyta drei ausgewiesene Sachkenner unlängst mit ihren breit angelegten Abhandlungen über Friedrich Fromm und Ludwig Beck sowie Paul von Hindenburg neue Maßstäbe gesetzt⁹⁵ – eine Feststellung, welche im übrigen auch für die Gruppenbiographien von Johannes Hürter über Hitlers Heerführer im Osten⁹⁶ und von Klaus Naumann über die Generale der »alten« Bundeswehr⁹⁷ gilt.

Entgegen diesem Trend steht eine Ludendorff-Biographie, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, weiterhin aus. Regelmäßig wird dies als schwerwiegendes Forschungsdefizit beklagt. So merkte Johannes Hürter 1995 in einem Zeitschriftenbeitrag an, »daß eine wissenschaftliche Ludendorff-Biographie noch

immer ein großes Desiderat ist«. ⁹⁸ Ähnlich äußerte sich 2003 Roger Chickering in einem Aufsatz, in welchem er die Spätbiographie Ludendorffs skizziert. ⁹⁹

Generell mangelt es keineswegs an einer Beschäftigung mit dem General, im Gegenteil: Den Startschuß hierzu hatte schon er selbst gegeben. Auf seine Initiative und gestützt auf seine persönlichen Aufzeichnungen hatte Ende des Jahres 1914 der bayerische Generalstabsoffizier Karl Ritter von Wenninger mit einer operationsgeschichtlichen Analyse der Schlacht bei Tannenberg begonnen; allerdings verhinderte der »Heldentod« des Autors ein Erscheinen des Buches noch während des Krieges. ¹⁰⁰ Um das wachsende Interesse der Massen an »ihren« Militärstars zu befriedigen, mußte und konnte in puncto Ludendorff rasch Ersatz gefunden werden. Schon 1915 legte Otto Krack in der Reihe »Deutschlands Führer in Großer Zeit« ein Lebensbild des Generals vor, das diesen als Helden erstrahlen ließ. ¹⁰¹ Diesem Muster folgte eine biographische Skizze von Wilhelm Spickernagel. Obgleich erst nach Kriegsende veröffentlicht, kultivierte der Band ebenfalls den Heldenmythos, doch der Aufbau der Darstellung trug zugleich den gewandelten politischen Verhältnissen Rechnung: Ebensoviel Raum wie den Heldentaten maß der um Aktualität bemühte Autor Ludendorffs angeblichem »Kampf um den Frieden« zu. ¹⁰²

Systematisches militärhistorisches Interesse an dem Feldherrn regte sich zuerst im Ausland. Bereits 1918 erschien von dem Schweden Olof Örström eine Studie, in der dieser die von dem Ersten Generalquartiermeister geplanten militärischen Operationen skizzierte und dessen Kriegführung mit der des älteren Moltke verglich. ¹⁰³ Eine ähnliche Tendenz verfolgte das ein Jahr später veröffentlichte Buch von Edmond Buat, dem ehemaligen Generalstabschef des französischen Oberkommandierenden Marschall Ferdinand Foch, welches 1920 auch auf deutsch erschien. ¹⁰⁴

In Deutschland erhielt die militärfachliche Diskussion ihren entscheidenden Anstoß durch die 1920 von Ludendorff herausgegebenen »Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18« ¹⁰⁵ sowie seine Schrift »Kriegführung und Politik« von 1922. ¹⁰⁶ Die Ungereimtheiten zwischen Ludendorffs Darstellung der Ereignisse und der seines Hauptwidersachers Bethmann Hollweg ¹⁰⁷ veranlaßten den renommierten Berliner Militärhistoriker Hans Delbrück daraufhin, ¹⁰⁸ die aus der Feder des Generals stammenden Werke einer eingehenden Kritik zu unterziehen. ¹⁰⁹

Delbrück hatte schon als Gutachter vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages, der sich mit den Ursachen für den militärischen Zusammenbruch 1918 befaßte, auf die Sonderstellung des Ersten Generalquartiermeisters im Krieg hingewiesen. ¹¹⁰ Nun kam er zu dem Schluß, daß es sich bei Ludendorffs

militärschriftstellerischen Arbeiten um »zusammengeraffte, ganz undurchgearbeitete Lesefrüchte« handle.¹¹¹ Politisch warf er dem General besonders in der Friedensfrage, dem »Kernpunkt« der Staatskunst im Krieg, vollkommenes Versagen vor; militärisch habe er sich mit der Operation »Michael« leichtfertig über die Prinzipien Clausewitzschen Denkens hinweggesetzt: »Ludendorffs große Offensive im Jahr 1918 war von vornherein hoffnungslos und zum Scheitern verdammt.«¹¹² Um sich der Verantwortung für diesen kriegsentscheidenden Fehler und den »allerdunkelsten Punkt« seiner Karriere, die »plötzliche, drängende Waffenstillstandsforderung«, zu entziehen,¹¹³ habe er die »Dolchstoß«-Legende erfunden. Mit seinem Fazit warf der Historiker dem früheren »Generalissimus« den Fehdehandschuh hin: »Den Weltkrieg zu verhindern waren wir außerstande; man hätte ihn uns aufgezwungen, auch wenn wir im Juli 1914 eine andere Politik gemacht hätten. Wohl aber hätten wir, wenn Ludendorff ein anderer Mann gewesen wäre, den Krieg anders beenden können.«¹¹⁴

Die Replik der Anhänger des Generals ließ nicht lange auf sich warten und löste eine leidenschaftlich geführte Debatte aus.¹¹⁵ Hierbei ging es sowohl um die strategischen Möglichkeiten des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten im allgemeinen als auch um die sogenannten versäumten Gelegenheiten auf dem östlichen Kriegsschauplatz im besonderen. Dieser sogenannte Strategiestreit verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden,¹¹⁶ weil er gleichsam den Horizont bildet für ein Werk, in welchem sich erstmals ein Fachhistoriker kritisch mit dem militärischen und mit dem politischen Handeln Ludendorffs auseinandersetzte und die bis dahin verdrängte Frage nach dessen Stellung im Gefüge des spätwilhelminischen Reiches aufwarf: Arthur Rosenbergs »Entstehung der Deutschen Republik 1871 – 1918«.¹¹⁷

In der 1928 veröffentlichten Schrift brandmarkte der in Berlin lehrende Althistoriker und einstige Reichstagsabgeordnete der KPD¹¹⁸ die Zeit von der Berufung der Dritten Obersten Heeresleitung bis zum Sturz des Ersten Generalquartiermeisters am 26. Oktober 1918 als »Diktatur des Generals Ludendorff«.¹¹⁹ Die Grundlage von dessen Macht sah der Autor bei den rund fünf Millionen »Feldgrauen«, die den charismatischen Kriegsherrn als Garanten des von der Nation herbeigesehnten »Endsieg« betrachteten. Als entscheidendes Organ der Herrschaft Ludendorffs erschien Rosenberg das verzweigte System von Stäben und Kommandobehörden, das sich bis Kriegsende über Deutschland und die besetzten Gebiete erstreckte und an dessen Spitze die »allmächtige« Oberste Heeresleitung stand.¹²⁰ Von Ausnahmen abgesehen blieb dem nach der »Macht ergreifung« der Nationalsozialisten aus Deutschland vertriebenen und 1943 im amerikanischen Exil gestorbenen couragierten Autor die wissenschaftliche An-

erkennung für seine analytische Meisterleistung verwehrt.¹²¹ Diese sollte seinem Werk erst nach dem Zweiten Weltkrieg zuteil werden und zu einem Wandel des überkommenen Ludendorff-Bildes führen.¹²²

Die im Zuge des »Strategiestreits« geäußerte militärfachliche Kritik an Ludendorff zeigte dagegen unmittelbare Konsequenzen, denn die Delbrück-Kontroverse führte im Reichsarchiv zur Intensivierung der Arbeit an dem seit 1920 geplanten Forschungsprojekt »Der Weltkrieg 1914 bis 1918«. Die Konzeption der Reihe und die Verantwortung für den Inhalt der Bände lagen bei dessen Präsidenten Hermann Ritter Mertz von Quirnheim und – seit 1931 – seinem Nachfolger Hans von Haefthen. Beide waren über viele Jahre enge Mitarbeiter Ludendorffs gewesen. Beide hielten aller internen Kritik zum Trotz an dem Verzicht auf die Behandlung politischer und wirtschaftlicher Fragestellungen fest und legten den Bearbeitern damit eine problematische wissenschaftliche Selbstbeschränkung auf.¹²³ Dennoch kommt der vierzehn Bände umfassenden Reihe¹²⁴ für die historische Forschung Bedeutung zu, weil große Teile der Bestände des Potsdamer Reichsarchivs gegen Ende des Zweiten Weltkrieges verloren gingen, darunter das Gros der Generalstabsakten.¹²⁵ Da die mit der Durchführung des Projekts betrauten Militärgeschichtler ihre Thesen mit umfangreichen Dokumentenauszügen belegten, besitzt die Reihe seit 1945 den Charakter einer »abgeleiteten Geschichtsquelle« oder – treffender ausgedrückt – einer »Ersatzüberlieferung«.¹²⁶

Die Beschäftigung mit dem rund achttausend Seiten umfassenden Konvolut läßt erahnen, weshalb der von den Herausgebern gewählte operationsgeschichtliche Ansatz selbst militärhistorisch interessierten Zeitgenossen Schwierigkeiten bereitet haben dürfte.¹²⁷ Was auch immer die Präsidenten des Reichsarchivs in der Weimarer Zeit geleitet haben mag, nach 1933 herrschte in der »gleichgeschalteten«, von Walter Frank »geführten« Geschichtswissenschaft das Bestreben vor, den »Volksgenossen« den »Helden« Ludendorff näherzubringen und dessen Mythos für den Aufbau der Wehrmacht zu instrumentalisieren. Niederschlag fand dies in einer Reihe von Kurzbiographien und historischen Porträts. Den Tenor dieser Darstellungen offenbart der Titel der 1936 veröffentlichten Schrift von Korvettenkapitän a.D. Alfred Stoß: »Ludendorff – der ewige Recke«.¹²⁸ Doch damit nicht genug: Um den »Helden von Tannenberg«, der dem »Dritten Reich« anfänglich skeptisch gegenübergestanden hatte,¹²⁹ ganz für sich vereinnahmen zu können, waren die Nationalsozialisten sogar bereit, der Ludendorff-Bewegung ein gewisses Maß an Eigenständigkeit zu gewähren, wozu gehörte, daß Veröffentlichungen der von der NS-Führung als *Persona non grata* betrachteten Mathilde Ludendorff über ihren verstorbenen Gatten geduldet wurden.¹³⁰

Nach der politischen und moralischen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges und dem Untergang des Deutschen Reiches kam es im Westen Deutschlands keineswegs sogleich zu einem Wandel des Ludendorff-Bildes. Dies gilt nicht nur für die sich weiterhin um Mathilde Ludendorff und um ihren Schwiegersohn Franz Freiherr Karg von Bebenburg scharenden Sektenanhänger.¹³¹ Ein Blick in die einschlägigen Bibliographien zeigt vielmehr, daß unter den Autoren, die sich als erste wieder des Themas annahmen, vor allem solche aus der Zeit vor 1945 waren. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf eine im Jahr 1952 publizierte Studie von Wolfgang Foerster, in welcher der frühere Präsident der Forschungsanstalt des Reichsarchivs und Delbrück-Widersacher die Ergebnisse des (erst 1956 veröffentlichten) letzten Bandes der Reihe »Der Weltkrieg 1914 bis 1918« über das Kriegsende zusammenfaßt. Das Werk trägt den ebenso programmatischen wie entlarvenden Titel »Der Feldherr Ludendorff im Unglück«.¹³²

Zu dem von Imanuel Geiß konstatierten grundlegenden Wandel des Ludendorff-Bildes kam es erst in den 1960er Jahren. Vorbereitet wurde dieser durch die Neuauflage von Rosenbergs Studie im Jahr 1955 sowie einen Beitrag von Siegfried A. Kaehler von 1960, in welchem dieser die These vom »Heerkönigtum der O.H.L.« formulierte.¹³³ Ausschlaggebend wurde die sogenannte Fischer-Kontroverse, ausgelöst durch das 1961 – also vor genau fünfzig Jahren – erschienene Buch von Fritz Fischer »Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18«. Darüber hinaus drehte sich der erste »Historikerstreit« der Bundesrepublik um die deutsche Verantwortung für den Kriegsausbruch.¹³⁴ Mit ihm vollzog sich der angesprochene Paradigmenwechsel. Aufgegriffen wurde die neue Sicht auf Ludendorff zuerst von Donald J. Goodspeed. Im Titel der deutschsprachigen Ausgabe seiner 1966 erschienenen Biographie, die sich an ein breites Lesepublikum wandte und auf wissenschaftliche Usancen wie Quellenangaben und Literaturhinweise verzichtete, firmierte Ludendorff erstmals als Diktator,¹³⁵ eine Interpretation, die sich – ohne daß dessen Machtfülle jemals genauer untersucht worden wäre – inzwischen in der historischen Fachliteratur durchzusetzen beginnt und immer häufiger Eingang in die Überblicksdarstellungen zur preußisch-deutschen Geschichte findet – so zuletzt bei Christopher Clark, auch wenn in dessen preisgekröntem Opus magnum die Jahre 1916 bis 1918 nur fünf der insgesamt rund neunhundert Seiten einnehmen.¹³⁶

Im Zusammenhang mit der »Fischer-Kontroverse« erschien auch in der DDR eine Studie, in der Ludendorff im Mittelpunkt steht. Dem marxistischen Deutungsmuster folgend, wurde dem General von Hellmuth Weber der Stempel aufgedrückt, im Ersten Weltkrieg der Exponent des deutschen Monopolkapitals

gewesen zu sein.¹³⁷ Die These, die Dritte Oberste Heeresleitung habe eine reaktionäre Militärdiktatur in Deutschland errichtet und das Land in ein Militärzuchthaus verwandelt, ging denn auch in die Standardwerke der DDR-Geschichtsschreibung zu dem Thema ein.¹³⁸

Trotz dieses gesamtdeutschen Interesses an Ludendorff, welches in den darauffolgenden Jahren in Handbuch- und Lexikonartikeln über den General¹³⁹ sowie einigen Monographien über die Dritte Oberste Heeresleitung¹⁴⁰ Ausdruck fand, bestätigt sich die Feststellung von Hürter und Chickering, daß eine wissenschaftliche Analyse von Ludendorffs Leben im allgemeinen und seiner Politik im besonderen fehlt und weiterhin die Konzentration auf die militärischen Aspekte seines Wirkens überwiegt. Dies trifft auch auf die beiden gängigsten neueren Bücher über den General zu, die aufgrund ihrer Titel häufig mit Biographien verwechselt werden: Wolfgang Venohrs »Ludendorff. Legende und Wirklichkeit« von 1993¹⁴¹ und Franz Uhle-Wettlers »Erich Ludendorff in seiner Zeit. Soldat – Strategie – Revolutionär. Eine Neubewertung« von 1994.¹⁴²

Venohr betont bereits in der Einleitung, daß das Ziel der Darstellung »nicht eine Biographie des Menschen Ludendorff (ist), sondern eine Analyse seines militärischen Wirkens von 1914 bis 1918«,¹⁴³ Fachhistoriker vermag dies nicht zu erstaunen, gehörte der 2005 verstorbene Publizist doch zu den besten Kennern des Großen Krieges – sein lesenswertes Ludendorff-Porträt in dem 1980 gemeinsam mit Sebastian Haffner herausgegebenen Klassiker »Preußische Profile«¹⁴⁴ zeugt davon ebenso wie bereits seine von Hans Herzfeld betreute Dissertation »Die operative Führung General Ludendorffs im Spiegel der deutschen Fachkritik« aus dem Jahr 1955.¹⁴⁵ Auch Uhle-Wettler beschäftigte sich schon lange vor dem Erscheinen seiner Studie mit militärhistorischen Fragestellungen. Schließlich trat der Generalleutnant bereits vor seiner Pensionierung im Jahr 1987 mit entsprechenden Arbeiten an die Öffentlichkeit.¹⁴⁶ Im Vorwort seines Buches hebt er denn auch hervor, daß sein Interessenschwerpunkt auf dem »Heerführer und Strategen« Ludendorff liegt.¹⁴⁷ Dasselbe gilt im übrigen für die aktuellste Veröffentlichung zum Thema: die 2005 erschienene Doppel-»Biographie« über Hindenburg und Ludendorff mit dem Titel »The Warlords«. Darin beschreibt der britische Historiker John Lee Ludendorff als »genius for war«¹⁴⁸ – und folgt damit dem von der älteren Militärgeschichtsschreibung geschaffenen Klischee.¹⁴⁹

Mit den Gründen, welche sie zum Verzicht auf eine Gesamtbiographie veranlaßten, haben Venohr und Uhle-Wettler nicht hinter dem Berg gehalten: Zum einen fehlt, wie schon erwähnt, aufgrund der Kriegsverluste der größte Teil von Ludendorffs dienstlichem Nachlaß,¹⁵⁰ zum anderen befindet sich der für die

Zeit von 1927 an bezeugte persönliche Nachlaß, bei dem es sich größtenteils um Korrespondenzen handeln soll, in Privatbesitz und ist für die Forschung nicht zugänglich.¹⁵¹ Wer sich also an die historisch-kritische Auseinandersetzung mit Ludendorff wagt, hat mit schwierigen Rahmenbedingungen zu kämpfen. Dabei scheint diese Auseinandersetzung mehr denn je geboten, schließlich ist seit einiger Zeit die bedenkliche Tendenz erkennbar, ihn als partiell »unzurechnungsfähig«¹⁵² oder »paranoid«¹⁵³ darzustellen. In letzter Konsequenz könnte damit die Beschäftigung mit seiner in der Tat mancherlei »Rätsel« aufgebenden Persönlichkeit¹⁵⁴ im wesentlichen der Psychologie vorbehalten bleiben.¹⁵⁵ Ohne Frage gilt die allgemeine Feststellung von Hans-Ulrich Wehler, daß jeder Biograph »so intensiv wie möglich das Potential der Psychoanalyse erkunden und eventuell für seine Zwecke nutzen (sollte)«,¹⁵⁶ auch für eine Biographie Ludendorffs. Doch angesichts der geschilderten Quellenlage ist zumindest vorläufig nicht mit ähnlichen Ergebnissen zu rechnen, wie sie mit Hilfe dieser Methode für Luther, Bismarck oder Hitler erzielt werden konnten.¹⁵⁷ Vor allem aber eignet sich ein derartiger Ansatz kaum dazu, die zentrale Lücke in der Ludendorff-Forschung zu schließen und eine Analyse seines militärischen und politischen Denkens und Handelns im Ersten Weltkrieg zu erstellen. Dies – oder, um mit Sebastian Haffner zu sprechen, »das Rätsel seiner Macht [...] und das Rätsel seiner Motive« zu lösen¹⁵⁸ – ist das Ziel der vorliegenden Untersuchung. Überdies wird der Versuch unternommen, gleichsam den historischen Ort des Diktators Ludendorff, der mit Hilfe der »Dolchstoß«-Legende jede politische Verantwortung abzuwehren suchte, zwischen Bismarck und Hitler zu bestimmen.

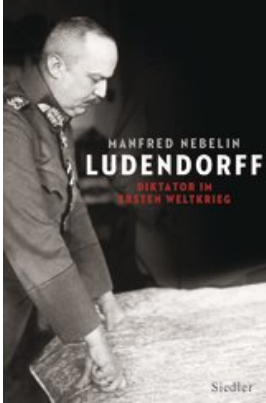
Die »Fischer-Kontroverse« hat einst den Anstoß dafür gegeben, daß die in den Archiven infolge der Kriegsverluste klaffenden Lücken durch Parallel- oder Ersatzüberlieferungen soweit wie möglich geschlossen wurden und der Forschung zum Kaiserreich und zum Ersten Weltkrieg mit der Edition besonders aussagekräftiger Archivalien eine solide Quellenbasis verschafft wurde. Die Ergebnisse dieser Grundlagenforschung standen allerdings – und dies macht eine weitere Eigentümlichkeit der »Nachgeschichte des Ersten Weltkrieges« aus¹⁵⁹ – zumeist erst in den 1970er Jahren zur Verfügung¹⁶⁰, also zu einer Zeit, in der sowohl das öffentliche als auch das fachspezifische Interesse zunehmend anderen historischen Themen galt: Hitler und dem Nationalsozialismus in den siebziger, Adenauer und der Bundesrepublik in den achtziger, der DDR und dem Umbruch von 1989/90 in den neunziger Jahren. Infolge dieses Phänomens sind zahlreiche Quellenwerke zum Ersten Weltkrieg bislang nicht systematisch ausgewertet worden. Zudem hat das wiedererwachte Interesse an dem Thema zu einer sich ständig verbreiternden Literaturgrundlage geführt.¹⁶¹

Damit war die entscheidende Voraussetzung erfüllt, sich vertiefend dem Hauptakteur der deutschen Kriegführung und Politik in der zweiten Hälfte des Großen Krieges zu widmen. Erleichtert wurde das Vorhaben durch die Aussicht, erstmals die zwischen 1894 und 1937 entstandenen Schriften Ludendorffs zu erfassen und auszuwerten. Da er in den aus seiner Feder stammenden fünf Memoirenbänden, dreißig Monographien sowie rund 450 Aufsätzen und Artikeln immer wieder zu Problemen des Ersten Weltkriegs Stellung genommen hat, war eine wichtige, von der bisherigen Forschung allenfalls am Rande wahrgenommene Quelle gewonnen. Darüber hinaus trägt der Umfang dieses Schrifttums dazu bei, das Fehlen eines geschlossenen Nachlasses in seiner Bedeutung zu relativieren.

Methodisch folgt die Untersuchung dem, was der 1989 verstorbene Kölner Historiker Andreas Hillgruber Ende der siebziger Jahre als »Politische Geschichte in moderner Sicht« zugrunde gelegt hat.¹⁶² Allen Verdammungsflüchen zum Trotz¹⁶³ hat sich diese Methode seitdem kontinuierlich weiterentwickelt, etwa indem sie sich neuen Fragestellungen – beispielsweise der Mentalitäts- oder der Gesellschaftsgeschichte – öffnete. Als »Neue Politikgeschichte« findet sie derzeit große Resonanz,¹⁶⁴ denn sie präsentiert ihre Ergebnisse nicht nur der Fachwelt, sondern wendet sich – wie dieses Buch auch – an die historisch interessierte Öffentlichkeit.

ERSTER TEIL

Der Aufsteiger



Manfred Nebelin

Ludendorff

Diktator im Ersten Weltkrieg

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 752 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-88680-965-3

Siedler

Erscheinungstermin: April 2011

Eine deutsche Verhängnisgestalt

Erich Ludendorff (1865–1937) war eine der Schlüsselfiguren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Als gefeierter Generalissimus des Ersten Weltkriegs und Erfinder des »totalen Kriegs«, als Ikone der völkischen Bewegung und ideologischer Wegbereiter des Nationalsozialismus.

Kein anderer deutscher Militär hat eine Machtfülle besessen wie General Ludendorff im Ersten Weltkrieg. Das Kriegsrecht ermöglichte ihm die Einflussnahme auf alle Bereiche des öffentlichen Lebens, auf Wirtschaft, Propaganda und Besatzungspolitik. Sein innenpolitisches Ziel für die Zeit nach dem »Endsieg« war eine Militärdiktatur. In der Außenpolitik träumte er von einem »Imperium Germaniae«, seine völkischen Motive verband er – lange vor den verbrecherischen Plänen der Nationalsozialisten – mit der radikalen Vorstellung eines »totalen Kriegs«.

So war es nur folgerichtig, dass Ludendorff nach dem Ersten Weltkrieg eine führende Rolle in republikfeindlichen und chauvinistischen Kreisen spielte und aktiv am Hitler-Putsch beteiligt war. Die von ihm zu verantwortenden strategischen und politischen Fehlentscheidungen, seine Umdeutung der Kriegsniederlage Deutschlands in die sogenannte »Dolchstoßlegende« – all das macht Ludendorff neben Hindenburg und Hitler zu einer der deutschen Verhängnisgestalten des 20. Jahrhunderts.